

Was ist aus der „christlichen Literatur“ geworden?

Ein italienischer Dichter des Spätmittelalters hat die beiden Kräfte, die ihn bei seinem Schaffen bestimmten, mit den Worten bezeichnet: „l'amore delle lettere e il desiderio di Dio – die Liebe zum Schreiben und das Verlangen nach Gott“. Nun finden sich zwar entsprechende Formulierungen für die Motive, die damals den Tonsetzer, den bildenden Künstler zu ihrem Tun anhielten – doch unter der einschränkenden, wenn auch selbstverständlichen Voraussetzung, daß einer Kirchenmusik schrieb oder heilige Gegenstände darstellte. Ganz besonders der Komponist hatte sich ja des von Augustinus so nachhaltig etablierten Vorurteils gegen seine Kunst zu erwehren, indem er den unfrommen Singsang des Volks, den Wohlklang der Terz und den süßen Zwang des Leittons vermied. Eine solche Übereinstimmung zwischen göttlichem (oder kirchlichem) Willen und menschlichem Wirken ist nicht gemeint, wenn der umbrische „Liedermacher“ bekennt, daß zwei Grundgefühle oder -triebe ihn lenken. Sondern ein Spannungsverhältnis ist gemeint: Spannung zwischen der weltlichen Lust am sprachlichen Formenspiel und einer geistlichen Zucht, einer mystischen Versenkung, die im Wortlosen endet. Der Dichter bewegt sich in dieser Spannung, die sich als Doppelsinn kundtun kann; so, wenn er „Liebe“ sagt, ein Wort, das in jeder europäischen Volkssprache zusammenfaßt, was im Lateinischen noch getrennt war – alle Bedeutungen, die zwischen fleischlicher Begierde und göttlicher Barmherzigkeit liegen.

Nun, das ist lange her. Betrachtet man die heutige Literaturszene, so gewinnt man wohl unschwer den Eindruck, daß die Liebe zum Schreiben das Verlangen nach Gott überwiegt und daß jenes Spannungsverhältnis für die wenigsten Schriftsteller noch eine Rolle spielt. Gerade in *Italien* ist das freilich schon lange so, und aus leicht verständlichen Gründen. Die Kirche ist dort seit dem 18. Jahrhundert in immer schrofferen Gegensatz zu den geistigen Kräften im Land geraten und hat erst in letzter Zeit den Anschluß an die Kultur der Gegenwart wieder gesucht – wobei der Anpassungswille meist echt, aber das Verständnis selten sehr groß war und ist. Während Generationen ist es fast nur im Bereich historisch-philologischer Forschung zu vereinzelten Kontakten zwischen dem Klerus und einer akademischen Elite gekommen. Eine Bildungsschicht von bekennnishaft katholischer Prägung hat in Italien weder das neunzehnte noch das zwanzigste Jahrhundert hervorgebracht – und so kann man auch von einer anspruchsvolleren christlichen Literatur hier von vornherein kaum sprechen.

Anders in *Frankreich*, anders – und wieder mit Abweichungen – im deutschen Sprachraum. Wobei der Unterschied zwischen der französischen und der italienischen Situation auf den ersten Blick überraschen mag. Ein wenig Historie ist zu seiner Erklärung

wohl unerlässlich. Die Kirche hat sich nach 1789 in Frankreich so gut wie in Italien gegen die Revolution gestellt. Aber in Italien war sie noch während Jahrzehnten mit mächtigen Souveränen verbündet und bis 1870 selbst eine souveräne Macht. Sie befand sich in Opposition zur politischen Entwicklung, von der wir heute wissen, daß sie stärker war als die weltliche und die geistliche Gewalt, die gegen sie ankämpfte: aber der (noch) herrschenden Ordnung nach war sie Gegenstand, Ziel einer wachsenden demokratisch-laizistischen Opposition, in der sich sammelte, was von der Zeit und von ihren Ideen bewegt war. In Frankreich dagegen war sie Opposition auch im Sinn des Widerspruchs zu Staatsmacht und verbindlicher Ideologie. Die Republik gab sich fortschrittlich – zum Teil fortschrittlicher, als sie wirklich war – und vor allem profan, sie reformierte das Bildungswesen nicht nur im Sinn der Gleichheit und der Brüderlichkeit, sondern auch der Freiheit von kirchlicher, klerikaler Bevormundung. Die Restauration des Königtums brachte eine Unterbrechung, die Akzente wurden auch später noch hin und her geschoben, aber die Tatsache, daß der Staat dem Programm nach auf der Linie der Säkularisierung und der Revolution blieb, bewirkte die andere Tatsache, daß es in Frankreich eine oppositionelle Kirche und eine konservative Elite gab.

Der Reichtum der französischen Literatur in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts ist damit natürlich noch nicht erklärt. Er rührt schon eher daher, daß dem eben skizzierten Schema nur eine Voraussetzung zu der wirklichen Lage und nicht diese selber entsprach. Denn die katholisch-konservative Elite hatte ja nun sehr viel mehr und Besseres und Notwendigeres zu tun, als ihre Vorbehalte gegenüber der französischen Republik zu pflegen. Und diese Republik war ihrerseits nicht der geisttötende Apparat, zu dem nur das Mittelmaß sich bekannt hätte. Auch sie, auch und gerade ihr Bildungswesen, das übrigens seinen Methoden nach einen ganz eigenen Konservativismus entwickelte, und sogar ihre Verwaltungszweige haben eine Elite hervorgebracht. Oder besser, einen Teil der Elite, denn es sind sich in Frankreich nicht eine katholische oder christliche und eine „andere“ Elite gegenübergetreten. Die Solidarität unter geistig produktiven Menschen wird durch Unterschiede und selbst Gegensätze der Überzeugung gewiß auf Proben gestellt – wenn auch vielleicht auf weniger harte Proben als durch persönliche Rivalitäten und Abneigungen –, aber sie kann überdauern, namentlich in einem Land, das dem Intellektuellen als solchem den Ehrenplatz einräumt, der ihm gebührt.

Wenn daher Paul Claudel seinen freundschaftlich-kollegialen Verkehr mit André Gide zuletzt daran scheitern ließ, daß Gide den Weg zur Kirche nicht fand, so ist der berühmte Fall, aufs Ganze gesehen, doch eher die Ausnahme von der Regel des Lebens und auch des Austauschs. Die französische Literatur ist in diesem Jahrhundert zu einem so ungewöhnlichen Reichtum gekommen dank dem Nebeneinander und teilweise dank dem Miteinander von Schriftstellern, denen der christliche Glaube – das „Verlangen nach Gott“ – das erste und wichtigste war, und solchen, die ihrer „Liebe zum Schreiben“ als einer rein weltlichen Kunst, fern und fremd jeder Kirche, folgten.

Dieses Miteinander hat drei entscheidende, drei höchst bedenkenswerte *Folgen* gezeitigt. Die erste bestand darin, daß spezifisch christliche Autoren sich eine Kenntnis des profanen Denkens und Lebensgefühls, zugleich eine Weltläufigkeit und Freiheit des eigenen Verhaltens und Sich-Aussprechens erwarben, die ihren religiösen Standort nicht verschoben, aber auch nicht zur Absonderung werden ließen. Ihre oppositionelle Tradition machte es ihnen außerdem leicht, im Politischen angriffsig und beweglich zu bleiben; so hat es in Frankreich einen Linkskatholizismus gegeben, als die Zusammenstellung der Wörter „katholisch“ und „links“ in anderen Ländern noch eine Absurdität war.

Die zweite Folge des christlich-unkirchlichen Dialogs bestand darin, daß eine theologische Schulung und Prägung, die sich ins Literarische und eben ins wahrhaft Zeitgenössische transformierte, es auch nicht-religiösen Lesern ermöglichte, in der Gemeinschaft der Gläubigen mehr zu sehen als einen geschlossenen frommen Verein, nämlich ein geistiges Potential in den Auseinandersetzungen, die das Ganze der Gesellschaft betrafen. Und die dritte Folge bestand umgekehrt darin, daß ein religiöses Leben, welches sich aus dem kompetenten Umgang mit sozialer, kultureller, politischer Wirklichkeit zu nähren verstand, auf das theologische Denken mit Impulsen zurückwirkte, die eine französische Avantgarde unter den Lehrern der katholischen Kirche entstehen ließen.

Gab es Ähnliches in *Deutschland*? Sagen wir mit aller gebotenen Vorsicht: es gab es nicht einfach nicht. Aber die Unterschiede fallen sogleich in die Augen. Gelegenheit zu einer oppositionellen Haltung hatte das Bismarckreich – und nicht nur durch den „Kulturkampf“ – den Katholiken zwar auch gegeben. Aber die Rolle der Opposition ist hier schon vom Nationalcharakter her keine Lieblingsrolle; und es ist etwas ganz anderes, sich als Konfession zugunsten einer zweiten Konfession zurückgesetzt zu sehen – wenn nicht rechtlich, so doch dem offiziellen Ansehen nach –, als bloß, wie in Frankreich, einem unkirchlich gedachten oder denkenden Staat gegenüberzustehen. In überwiegend katholischen Gegenden Deutschlands erfuhren natürlich die Protestanten eine entsprechende, aber regional begrenzte Benachteiligung, die jedoch weniger prägend gewirkt hat. Und zwar gerade nun im Bereich der Literatur. Jedenfalls kann man wohl eine im großen und ganzen weniger zugespitzte Diaspora-Situation mit als Grund dafür ansehen, daß sich nicht allzu viele Schriftsteller evangelischer Herkunft und Konfession als „christliche Schriftsteller“ profiliert haben – während katholische Autoren ihre religiöse Ausrichtung oft auf das unmißverständlichste kundtaten. Es gibt kein protestantisches „Gegenstück“ zu Gertrud von Le Fort oder zu Reinhold Schneider.

Oder doch? Und waren diese spezifisch evangelischen Autoren nur vielleicht weniger literarisch – dem Anspruch oder der Geltung nach? Dafür wäre dann wieder eine sozialpsychologische Begründung zu suchen. Sie läßt sich finden. Wenn der katholische Volksteil in Deutschland sich aus den angedeuteten Gründen, aber auch dank einer festeren Kirchendisziplin bewußter und stärker als Einheit empfinden mußte und wenn seine Exponenten sich außerdem gegenüber dem eigenen Land und Staat als vollwertige

Mitbürger trotz ihrer Bindung an „Rom“ (und gegenüber „Rom“ als vollwertige Katholiken) beweisen wollten – so hatte all dies ein gezieltes Formulierungsbedürfnis zur Folge. Dann brauchte diese Gemeinschaft ihre Sprecher und ihre Dichter, auf einer Stufe, die den Katholizismus im vollen Besitz eines traditionsgesättigten Bildungsguts, eines dem Provinziellen enthobenen Ausdrucksvermögens, einer weltzugewandten, unklerikalen Gläubigkeit zeigte.

Die evangelische Elite stand nicht unter solcher Beweislast. Vielleicht schon deshalb nicht, weil sie zum Teil aus Pfarrhäusern stammte und so die Kirche oft eher im Rücken als um und über sich hatte. Eher als im Katholizismus wurde hier auch eine Trennung zwischen persönlicher Frömmigkeit und öffentlicher Rede – oder Schreibe – vollzogen, das Erbauliche aber dem dichtenden Pastor, der Lektüre im kleinen Kreis überlassen. Daß sich Rudolf Alexander Schröder des Kirchenlieds annahm und die Paul-Gerhard-Tradition mit gleicher kunstgewerblicher Meisterschaft fortsetzte, wie er Homer übersetzte, bleibt eine Ausnahme.

Ein neues Element brachte in diese Situation der wachsende Öffentlichkeitscharakter der Theologie. Dem Druck, den der Nationalsozialismus auszuüben begann, sind die Kirchen verschieden und in sich uneinheitlich begegnet; er hat aber für die Christen, die als Christen eine mehr oder minder oppositionelle Haltung gegenüber dem Regime einnahmen, den konfessionellen Gegensatz relativiert und die Bedeutung der Etiketts, mit denen man kirchlich oder religiös engagierte Schriftsteller versah, herabgemindert. Die Bekennende Kirche bot wohl eine konfessionell begrenzte Form des geistigen Widerstands, die aber nun – und seit langem zum erstenmal – theologische Aussagen von wirklichem Gewicht und Niveau unmittelbar ins Publikum trug. Möglicherweise lag hier schon der Anfang eines Prozesses, der nach dem Krieg die literarisch-religiöse Szene so gründlich umgestaltet hat. Die evangelische Theologie entwickelte über die Fachwissenschaft und die Predigt hinaus neue Formen der Mitteilung, die von der Öffentlichkeit aufgenommen und in ihr wirksam werden konnten. Das mehr oder weniger anspruchsvolle theologische Buch ist heute ein fester Bestandteil des Angebots – im Rahmen einer Kategorie, die man „Sachbuch“ nennt und die eine Literatur für sich ist –, das mit „amore delle lettere“ nichts zu tun hat, sondern der Information, der Erziehung, gelegentlich auch der ideologischen Lenkung dient. Einer im engeren Sinn literarischen Vermittlung bedarf das kirchlich-christliche Denken nicht mehr.

Im katholischen Bereich hat diesem Prozeß, den man im kirchlichen Sinn einen Durchbruch, im kulturellen Sinn einen Abbau nennen wird, naturgemäß mehr im Weg gestanden. Religiöse Schriftsteller haben hier, zum Teil in anderer Funktion als ihre französischen Partner, aber grundsätzlich in entsprechender Stellung, eine Literatur gepflegt, der zwischen Theologie, Philosophie und Dichtung ein ganz eigener Mittelwert zukommt. In der Schweiz, wo nach 1945 die Lesegewohnheiten ihre Kontinuität zunächst noch bewahrten, erkannte man den katholischen Studenten daran, daß er Péguy und Léon Bloy, Claudel und Bernanos, Béguin und Balthasar, Reinhold Schneider und Josef Pieper, Guardini und Przywara las. Also nicht Literatur um der Litera-

tur, sondern um ihrer christlichen oder eben katholischen Ausrichtung willen, und Theologie oder Philosophie nicht nur um der theologischen oder philosophischen „Information“, sondern zugleich um des breiten, allgemein-kulturellen, auch literarischen Anspruchs willen, mit dem sie vorgebracht wurde.

Fragt man nach den Gründen, warum ein so reiches Schrifttum, in dem sich die „Liebe zum Schreiben“ mit dem „Verlangen nach Gott“ noch einmal in glücklichem Spannungsverhältnis verband, im Lauf einer Generation auf wenige, letzte Titel und Namen zusammengeschmolzen ist, so darf man sich nicht zu lange bei einer allgemeinen Erscheinung wie der Säkularisierung, der „Verweltlichung“ unserer Kultur aufhalten. Gewiß, sie spielt mit – aber das tut sie nun seit Jahrhunderten und nicht erst seit dem Zweiten Weltkrieg. Außerdem gab und gibt es immer noch Gegenbewegungen religiöser, mystischer Art, die sich ja eigentlich auch aus der christlichen Überlieferung nähren könnten – was aber heute zum mindesten nicht die Regel ist. Gehen wir daher lieber den spezifischen *Gründen* nach.

Ein erster war schon im Zusammenhang mit der Bekennenden Kirche zu ahnen. Der Abbau oder die Abwertung konfessioneller Unterschiede, ob nun unter politischem Druck oder unter anderen Einflüssen, läßt auch die kulturelle Besonderheit der einzelnen Kirche oder Konfession zurücktreten. Das ist gerade ein Zweck des Ökumenismus: Der gemeinsame, der gemeinchristliche Kern, die Grundsubstanz der Botschaft soll die Verschiedenheiten in der historischen Ausprägung, die dann eben katholisch oder evangelisch ist, in den Hintergrund drängen. Ein theologisch untergeordneter Begleitumstand dieses Vorgangs hat nun für unser Thema doch seine Bedeutung: Die Glaubensformen, die religiös bestimmten Lebensstile, die frommen Stimmungen – sie sind nicht allgemeinchristlich, sondern sie stehen in konfessionellen Traditionen, und werden diese geschwächt, so verblassen auch sie.

Damit ist nicht gesagt, daß christliche Dichtung von hohem Niveau solch ausschließend konfessionelle Momente bewußt gepflegt hätte – im Gegenteil. Gertrud von Le Fort läßt eine maßgebliche Romanfigur einmal streng und hart über den „Privat- und Stimmungskatholizismus“ urteilen, der eine kurzlebige ästhetisch-sentimentale Anziehungskraft ausübe und zu einer unsoliden Frömmigkeit, auch zu übereilten Konversionen führen könne. Aber man nehme die Stimmung weg – man verweise die Bekehrungen auf den neuesten Stand der Dogmatik: so fördert man ohne Zweifel die Solidität oder die „Relevanz“ des Glaubens oder dessen, was von ihm übrigbleibt; doch man darf nicht hoffen, dabei auch noch etwas für die künstlerischen Ausdrucksformen dieses Glaubens geleistet zu haben.

Ein zweiter Grund für das Absterben einer bedeutenden religiösen Literatur in unseren Breiten liegt – paradox mag es klingen – im wachsenden *theologischen Interesse* des Lesepublikums. Das Konzil und die Reformbewegung in der katholischen Kirche, aber auch von fern verwandte Umbrucherscheinungen im Protestantismus – es sei an das Stichwort „Entmythologisierung“ erinnert – haben eine Aufmerksamkeit erregt, die sich zugleich auf Person und Werk der beteiligten Fachleute richtet. Das „Sach-

buch“, wir sagten es schon, hat als „Sache-mit-Gott-Buch“ seinen Einzug in religiös ausgerichtete Bibliotheken gehalten, auch und gerade bei Katholiken: dicke Bücher, in denen die offenbar brennende Frage behandelt wird, was der Christ noch glauben „muß“ – woraus schon hervorgeht, daß das Glauben nicht mehr als besonders anziehende Beschäftigung gilt.

Und da wir schon bei den paradoxen Begründungen sind: das Fortleben einer katholischen Geistigkeit, die in Opposition zum laizistischen Staat und zur durchsäkularisierten Gesellschaft, zugleich aber auch zum Klerikalismus der jeweiligen Kirchenprovinz stand, ist nicht begünstigt worden dadurch, daß Papst und Konzil sie zu einem offiziellen Kurs gemacht haben. Diese Sanktionierung hat sie im Gegenteil auch noch klerikalisiert. Wenn daher heute, in der Nachfolge Mauriacs oder Maritains, ein nicht gleichgeschalteter, oppositioneller Katholizismus sich Ausdruck verschafft, so geschieht das wieder in konservativem, zugleich in antipäpstlichem Sinn – nun aber in einer zumeist so schrillen Polemik, daß von literarischer Überlieferung nichts mehr zu spüren ist. Der Gegensatz zwischen kirchlichem „Links“ und „Rechts“ bildet nicht die Spannung, aus der ein christliches Schreiben hervorgehen könnte. In den Spaltungen, die sich durch unsere Glaubensgemeinschaften ziehen, kommen Austausch und Austrag zwischen Glaube und Kunst, zwischen Wahrheit und Schönheit nicht mehr zu ihrem jahrhundertealten Recht. Ein Kapitel christlicher Kultur ist zu Ende.